

Nr. 17. Bromberg, den 20. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

16. Fortsetzung.

Säbel und Sporen verklirrten auf der Treppe. Die Gräfin Praunheim strich sich mit der Hand über die Augen, um den Traum abzuschütteln. Aber es war kein Traum. Sie stand wirklich im Schloß zu Fontainebleau in dem getäfelten Kabinett mit alten Kupferstichen und neuen Wasserfarbenbildern aus dem ersten italienischen Feldzug Napoleons an den Wänden, und von den Säulen und Ecken sahen die Marmorköpfe Friedrichs des Großen und Diderots sie aus leeren Geisteraugen an, und der silbergestickte, blausamtene Marquis huschte wieder lautlos herein und bat sie um die Erlaubnis, sie durch das Schloß in ihre Gemächer geleiten zu dürfen.

Durch diesen riesigen und kriegerischen Bienenstock von Fontainebleau. Uniformen aus ganz Europa in den Hallen und Gängen. Neben den Kürassen des Kaiserreichs die nagelneuen schneeweißen Fräcke des vor zwei Wochen gegründeten Königreichs Westfalen, und die letzten, bis zum Hosensteg scharlachenen Husaren der in diesen Tagen auf Napoleons Befehl zugunsten des französischen Kaiserreichs abdankenden Königinwitwe von Etrurien. Schwarze Fürstenkutten aus dem Gefolge des Fürst Primas Dalberg in einer Fensterecke mit blütenweißen Kollern grauköpfiger gräflicher Münchener Hartschiere. Ein laubgrüner Dresdener Artillerist, noch länger durch die hohe, gelbe Feder am schwarzen Tschako, einen Brief in der Hand, mit einem wienerisch plauschenden, dicken Erzherzoglich Würzburgischen Staatsrat. Ein eiliger Leibkurier des Königs von Holland. Die Läufer und Haiducken kleiner deutscher Fürsten. Man hörte ebensoviel Bayerisch, Sächsisch, Rheinisch, Polnisch, wie Französisch und Italienisch auf den Korridoren. Die Gräfin Praunheim schritt schweigend, mit gesenkten Augen, durch den Mückentanz um den Welteroberer. Sie hörte mit taubem Ohr, was ihr der Kammerherr unterwegs an zurzeit in Fontainebleau anwesenden hohen Gästen aufzählte: die Kaiserin Josefine, die Königin von Holland, der König und die Königin von Westfalen, die Thronfolger von Bayern und Baden, die Erbprinzen von Hohenzollern und von Salm, die Fürsten von Nassau und Waldeck, der Fürst-Primas von Mainz, der Großherzog Murat und die Großherzogin von Berg, der Prinz Borghese, Schwager des Kaisers.

„Ah — Madame ..." Der Marquis Valpuiseaux hielt inne. „Der Atem geht mir aus. Sie finden bei uns eine Menge Ihrer hochgeborenen Landsleute. Es wimmelt von ehemaligen Reichsfürsten und Reichsgrafen, die hier die Bestimmung ihrer künftigen Verhältnisse im Rheinischen Bunde erwarten! Sie sind nur eine Persönlichkeit von hoher Distinktion unter Unzähligen. Fontainebleau wogt von Fremden. Der Kaiser selbst hält hier nur einen Troß von achthundert Köpfen. Aber viertausend Menschen sind außerdem augenblicklich noch unter diesen Dächern seine Gäste! Wir brauchen zweiundfünfzig Küchen, um sie zu ernähren. Ah — es ist eine große Zeit! Ich empfehle mich Euer Erlaucht zu Gnaden!"

Eliza Praunheim stand am Fenster ihres Salons im Flügel der Königinnen-Mütter und schaute hinaus auf die zugeschütteten Wallgräben, wo zwischen Gartenhecken die Zöglinge der Militärschule in ihren blauen Schwalbenschwänzen exerzierten. Dann fuhr sie wild herum und ihrem Hofintendanten de Buy beinahe mit den Nägeln ins Gesicht.

„Das hat Er gut gemacht!" keuchte sie mit zornfeuchten Augen. Dank Ihm bin ich als Gans übern Rhein geflogen und komm' als Gickgack wieder heim ..."

„Nun — nun — Euer Gnaden ..."

„Dazu plündert man den Familienschatz und rutscht vor dem Empereur auf den Knien ... ach — de Buy — Ihm möcht' ich gerade eine hinters Ohr lange, so wütig bin ich ..."

„Erlaucht schaden durch das Echauffement Ihrem Teint!"

„Deswege besticht man bald den Napoleon selber ..." Die Reichsgräfin schoß wie eine gereizte Katze auf den retirierenden langen, schwarzen, kurkölnischen Hofvorschneider los. „... Aber Er ist auch bestoche, de Buy! Ich seh's seiner Spitzbuben-Visasch' an, daß er die Hand heimlich im Spiel gehabt hat!"

„Was denken gräfliche Gnaden von dero Diener?"

„... daß er e Simpel ist!" schrie die Praunheim. „Lieber Gott — warum bin ich e Frauenzimmer, mit der jeder sei' Narrenspoſſe treibt? Wie steh' ich jetzt da?"

„Groß, Erlaucht! Eine künftige Souveränin!"

„Halt Er die Gosch!"

„Hören Sie den Trommelwirbel im Hof?"

„Es fährt halt irgendeine Königin aus dem Schloß!"

„Ebenso werden auch vor Ihnen, Hoheit — ich sage jetzt schon vorahnend: Hoheit — alle Wachen Europas ins Gewehr treten, soweit die Macht des Kaisers reicht! Und bis wohin reicht sie nicht?"

„Menagier' Er seine Phantasie!"

„Sie stehen gleich hinter den Königinnen, die sich um den Kaiser und die Kaiserin scharen. Sie residieren im Winter in Paris! Sie herrschen im Sommer als Landesmutter am Rhein. Sie begleiten Ihren Gatten, diesen brillanten Soldaten, auf seinen Kriegszügen in die eroberten Hauptstädte und nehmen die Huldigungen der unterworfenen Population entgegen. Hochdero Leben, das sonst im Dunkel des Odenwaldes verdämmert wäre, strahlt hell vor der Welt unter der Sonne Napoleons ..."

„Ich entlasse Sie für jetzt, de Buy!"

„Wenn diese Glorie ein unbedeutendes Komteßlein träfe — aber eine Frau von Ihrem Scharfsinn, Ihrer Bravour, Ihrer Willenskraft ..."

„Ich habe Ihnen gesagt, de Buy, daß Sie gehen sollen!"

„... und darf ich so abgeschmackt sein das Selbstverständliche, Allbekannte, zu wiederholen: eine Frau von Ihrer Anmut, Ihrer Jugend, Ihrem Charme! Sie werden hinter keiner dieser Prinzessinnen und Marschallinnen zurückstehen! Sie werden ein Stern des glänzendsten aller Höfe sein!"

„Warte Sie! Jetzt komm' ich mit dem Schlappe!" Die Standesherrin bückte sich zornmütig, streifte sich den rechten, dünnen Goldschuh ab und zielte nach ihrem Hofintendanten, der mit einem geschmeidigen, siegessicheren Lächeln im Türspalt verschwand.

„Zieh' mir den Staatslappe da vom Leib, Martche", knirschte sie zu ihrer Zofe und stampfte mit dem seidenbestrumpften Fuß auf die entengrützfarbene Atlas- und Spitzenpracht am Boden. „Dazu läßt man sich's das viele Geld von all den Schutzjude koste! Für meinen Vetter Viktor! Man möcht' lache — wenn's nit zum Heule wär'!

„. . . Boxbächle . . . Guck Sie mich nit so pfiffig an! Sie ist nit die Klügste! Das weiß Sie! Das sag' ich Ihr oft!"

„Hier braucht's nur den gesunden Menschenverstand, mit dem mein gnädiges Fräulein von Gott gesegnet ist!" versetzte die blaublütige Hofjungfer schlicht und nüchtern.

„. . . Marthe — laß das Auspacken — geh' mal aus dem Zimmer!"

„. . . Was hat Sie mir unter vier Augen zu sagen, Boxbach?"

„. . . Das, was meine gnädige Herrin eben selber zu äußern geruhten: Daß man am liebsten lachen möchte, wenn man sich das vorhält — da ein niedrig geborener, bettelarmer, im Leben umgestoßener Kandidat der rauhen preußischen Nation, mit einem störrischen Kopfschütteln, wenn eine Gräfin des Heiligen Reiches — jung — schön . . ."

„Sei Sie still!"

„Und da der Kaiser der Franzosen, der Euer Gnaden den Kriegsgott selber als Gatten zuführt! Und dieser feurige Mars, hoch- und wohlgeboren wie Sie, ein Bezwinger der Männer, ein Liebling aller Frauen, beugt sich bittend über Ihre Hand, die eines Hufschmieds Sohn zurückstieß . . ."

„Genug . . ." Eliza Praunheim sprang mit unstät flackernden Augen auf.

„Soll diese Schmach ungerochen bleiben? Soll dieser Wilde sich seines Triumphes über Sie freuen?"

„Die ringelt sich hinter mich wie die Schlange im Paradies!" Die Standesherrin warf sich auf ein Taburett und stützte das Kinn in die Hohlhand und starrte mit zusammengebissenen Zähnen vor sich auf die Täfelung des Parketts.

„Wollen Sie sich nicht an ihm rächen, Gräfin Eliza, und ihm zeigen, was er an Ihnen verlor, indem Sie in die Welt zurückkehren, aus der Sie, allzu großmütig, zu ihm herniederstiegen, und in dieser Welt, hoch über ihm, die Stellung einnehmen, die Ihnen gebührt? Nun erst, wenn Sie schwindelnd über ihm dastehen, erkennt der Verblendete, wie groß das Opfer war, das Sie ihm bringen wollten, und seine Reue kommt zu spät! Und Ihr Stolz, Gräfin Eliza, ist vor diesem Sujet aus dem Volk gewahrt . . ."

„Mein Stolz ist gewahrt", wiederholte die Gräfin Praunheim leer und langsam nach einer Weile. Dann schwieg sie und gab der Boxbach einen Handwink, daß sie auch den Mund halten solle . . . Und saß still . . .

Eine Stunde nach der anderen. Sie rührte sich nicht. Die Dämmerung war da. Das Marthe brachte Wachsleuchter und half ihrer Herrin in ein weißseidenes Hauskleid.

„Der Baron Trock von Trockenau bittet um Eintritt!" meldete sie.

Der Adjutant des Fürsten Viktor war ein schwarzäugiger, verschlagener Elsässer in goldverschnürter Scharlach-Attila. Er verbeugte sich tief. Die Boxbach verließ still, mit der Zofe, das Zimmer. „Mein gnädigster Herr stellt durch mich die ehrerbietige Anfrage, ob Euer Durchlaucht willens sind, ihn vorzulassen, oder nicht!"

Eliza Praunheim stand langsam von dem Taburett auf. Sie blickte mechanisch in den Pfeilerspiegel, ob ihr Stirngelöckel in Ordnung sei, und fuhr sich ordnend mit der Hand über das Haar. Dann sagte sie:

„Ich lasse Seine Liebden bitten!"

8.

Auf dem Vorstandstisch standen zwei Talgleuchter und überflackerten von unten her die lebendigen Züge des dahinterstehenden Professors Friedrich Gottlieb Lehmann, Direktors der Kniephöfschen Kathedralschule und Philosophen an der Universität Königsberg. Der feurige Fünfunddreißiger hob die Rechte über das unruhige Gewoge von Offiziershüten und Bürgerzylindern vor ihm, im Helldunkel des Altstädtischen Junkerhofs im Herzen Königsbergs. Noch vor zwei Jahren um diese Zeit hätte man im alten friderizianischen Preußen solch eine Mischung der Stände nur im Tollhaus für möglich gehalten. Generalstabsoffiziere saßen und standen da bunt durcheinander neben Tischlermeistern, Theologen neben Kürassieren, Rittergutsbesitzer neben Kreissteuer-Einnehmern, Fürsten und Grafen neben Stadtsekretären.

„Meine Herren! Ich eröffne, als Ihr Vorsteher, die Generalkonferenz des Tugendbunds vom 6. August 1808."

Es wurde still in dem hundertköpfig gedrängten Raum. Die vielen Leutnants von dem eben aus den alten Heerestrümmern formierten ersten Memeler Infanterieregiment lauschten, und die Studiosen der Albertina, die kleinen Negozianten und die neuen litauischen Dragoner, die Professoren der Danziger Kunstakademie und die Förster und die Feldbäckerei-Rendanten und die Kriegs- und Domänenräte und die Hof-Postdirektoren.

„Wir haben vor wenigen Wochen dem König die Satzungen unseres Tugendbundes zu Füßen gelegt. Wir haben in unserem Begleitbrief unsere vaterländischen Ziele aufgewiesen. Wir haben geschrieben: „Wir wollen Kraft und Glauben unseren hoffnungslosen Mitbürgern, echte deutsche Sitte und Tugenden auf das künftige Geschlecht, den Segen eines guten Namens auf unsere Enkel bringen!" . . ."

Der Redner hielt inne. Um ihn eine feierliche Stille. Ein gläubiges Schweigen. Wieder die schallende, heißblütige Kathederstimme.

„Sind auch die Kräfte unseres Volkes erschöpft" — schrieben wir Seiner Majestät — „sind auch unsere Hilfsquellen versiegt, uns bleibt die Tugend und der Mut als der unversiegbare Born von Macht, Ruhm und Glanz, welche selbst dieser Zeit widerstehen! Wir wollen sie wahr machen durch die lebendige Tat!" . . . Meine Herren: Seine Majestät in Preußen hat daraufhin allergnädigst das Dasein unseres Tugendvereins gebilligt! Unser Wirken kann beginnen!"

„Wir kämpfen nicht gegen das apokalyptische Tier in Paris", sagte aus der Tiefe der Versammlung eine Stimme, „sondern gegen das, was faul und matt war in uns selber, so daß die Zeit stärker wurde als Preußen! Man kann die Welt nur besser machen, wenn man selber besser wird. Das ist Geist und Begriff unseres Tugendbundes. Wir müssen das neue Preußen in uns erwecken, ehe wir es Napoleon abringen — kraft der sittlichen Mächte, die jetzt noch in Preußen schlafen!"

„Wir wollen die schlafenden Särge im Volk nach uns reißen!" Der Professor Lehmann schwenkte heißblütig das Merkblatt seiner Rede in der Luft. „Im Volk, nicht in uns, liegt unsere Absicht! Große Wandlungen gingen sonst von oben herab, von den Großen im Volk. Aber wir wollen von unten anheben und die Masse im Boden schütteln! Das gemeine Volk liegt zum Guten fertig. Ich gehe jetzt ins Volk! Das Leben eines Mannes hat keinen Wert, wenn es nicht körnicht ist!"

Der Philosoph machte die leidenschaftliche, weitausholende Armbewegung eines Sämanns, der den Samen über die aufgepflügte Scholle streut.

„Lasset uns ungesäumt die Seelenuhr unserer moralisch-scientivischen Gesellschaft aufziehen, auf daß sie gehe! Die Hauptkammer des Tugendbundes in Königsberg ist aufgerichtet. Nun flugs Vertrauensmänner aus unserer Mitte als Generalkommissare hinaus in die, nach dem Schmachfrieden von Tilsit, noch bei Preußen verbliebenen Provinzen! Für die Mark Brandenburg berufe ich einen der eifrigsten und verdientesten Gründer des Tugendbunds, einen geborenen Berliner — unseren trefflichen Leutnant Bärsch!"

Ein junger Offizier trat vor. Er trug, statt des bunten Borten- und Tressenprunks der alten friderizianischen Armee, den eben aufgekommenen schmucklosen Radmantel von schlichtem Feldgrau. Er neigte knapp den neumodischen, hohen, dunklen Tschako über dem bartlosen, ehern schroffen Antlitz.

„Für Schlesien bestimmen Räte und Zensor des Tugendbundes unseren rührigen Apostel — den Justizkommissarius Karl Ludwig Bardeleben."

„Ich akzeptiere!" rief ein aristokratischer junger Mann mit klugen, unruhigen Zügen.

„. . . und weiterhin Seine Hoheit den Herrn Herzog von Holstein-Beck!"

Der einzige im Saal anwesende preußische General nickte zusagend von seinem Sessel in der vordersten Reihe. Der Professor Lehmann wandte sich gegen seinen Nachbarn zur Linken am Vorstandstisch.

„Für Pommern zählen wir, sobald die Zeitläufte es gestatten, auf das hohe Wirken des Herrn Major Hermann Prinz von Hohenzollern-Hechingen hier neben mir! Die Nebenkammern in Ostpreußen selber — vorerst in Memel, Braunsberg, Stallupönen — werden wir von der großen Königsberger Mutter her ausbauen! Und so, meine Herren, wären denn für heute die Bahnen des Tugendbunds durch Preußen hin abgesteckt!"

„Und durch Deutschland? Wie steht es mit Deutschland?"

„Wer bemächtigt sich da des Wortes?"

„Sind das wieder die Herren Freimaurer der Logen Totenkopf und Phönix? Wir bitten die sehr ehrwürdigen Brüder in aller Milde, die Eifersucht auf unsere, die ihren nicht kreuzenden sittlichen Ziele zu dämpfen!"

„Nein! Es ist ein jüngerer Academicus — der Lange, Blonde, der sich da in die Mitte drängt!"

„Ihr Nam' und Stand?"

„Der Kandidat der Rechte Juel Wisselinck! Der Herr Oberfiscal Mosqua — auch der Herr Steuerrat Velhagen am Tisch des Hohen Rats kennen mich!"

„Und was weiß der Herr Kandidat zu melden?"

„Ich muß zuerst noch über meine Person Nachricht geben. Ich bin ein richtiger Ostpreuße. Aber ich habe das ganze deutsche Ausland belaufen! Ich kenne das Reich bis zum Rhein!"

(Fortsetzung folgt.)

Verklärung.

Humoreske von Gustav Finke-Bülter.

Das Ehestiften ist eine undankbare Beschäftigung, und für andere als jene, die daran ihre Suppe kochen, springt selten etwas Ersprießliches heraus. Obwohl diese Tatsache bekannt sein dürfte, muß eine Leidenschaft tief im Gemüt verborgen wirken, sich ungeachtet aller Fährlichkeiten auf der Weide der Herdentriebe zu tummeln, gleichviel, ob der Mensch selbst ein mageres oder fettes Fleckchen erwischt hat, also daß nichts ihn erschrecken noch hindern kann.

Der uns hier vorliegende Fall weicht wesentlich von den üblichen Wiesen- und Waldgepflogenheiten ab, wobei durch ein geschickt herbeigeführtes Blindekuhspiel die Opfer zu Paaren gesondert werden; vielmehr handelt es sich um einen durchaus ernsthaften Mann gesetzten Alters, der, zwar seiner Junggesellenlage müde, sich nicht zum Verlassen des einschichtigen Lebenswandels entschließen konnte.

„Wenn man in die besten Jahre kommt“, sagt er, „ist man aus den besten Jahren heraus.“

Der Schwager Otto aber (Tapeten und Wachstuche Engros), der Ehemann seiner liebreizenden jungen Schwester, schüttelte den Kopf und murrte: „Du bist ein Zauderer, Anselm. Da feiern wir heute ein niedliches Familienfest — warum? Deinethalben! Alles lacht, tanzt, freut sich, und nur du stehst da wie bestellt und nicht abgeholt. Mensch! Wir meinen es doch gut, Meta und ich. Da sitzt die nette Frau Molly Masche, man sieht auf zwanzig Schritt, daß sie für dich brennt, lichterloh. Was willst du? Ist sie nicht entzückend? Dabei gesund an Leib und Seele, wohlhabend. Ich begreife dich nicht. Hast du Angst oder bist du anderswo festgeklemmt?“

„Keines von beiden.“

„So setzt du dich augenblicklich zu der molligen Molly und stillst ihr heißes Sehnen. Wohlgemerkt: Ein paar Flaschen gesegneten Jahrgangs liegen noch im Keller.“

Der gehorsame Anselm Lauterwein tat, wie ihm geheißen. Er nahm Platz neben der schmucken Witwe; er plauderte, lächelte, gebärdete sich als angehender Liebhaber, tätschelte sogar ihr Händchen — und saß eine Viertelstunde später in einem verlorenen Zimmer, allein, gelangweilt und in einem Poesiealbum blätternd.

„Unheilbar“, sagte der Tapetenmensch, der ihn nach langem Suchen gefunden hatte, „unverbesserlich. Wir werden, Meta und ich, unsere Versuche am untauglichen Objekt aufgeben.“

„Das solltet Ihr tun“, sagte Anselm Lauterwein. Dann sann er eine Weile nach, zog den verunglückten Ehestifter neben sich nieder und begann: „Ich bin dir gewiß keine Rechenschaft schuldig, Otto, doch deine Bemühungen um mich verdienen insoweit Dank, als daß ich dir meiner vermutlichen Halsstarrigkeit wegen ein Licht anzünden muß. Ich lernte vor vielen Jahren in einer norddeutschen Universitätsstadt ein Mädchen kennen und lieben, dessen reines Bild mich seither nie verlassen hat. Eva war nur die Tochter eines kleinen Gastwirts, unantastbar. Dabei heiter, quellfrisch und schön wie der junge Tag. Unsere Liebe war ein Blütentraum, ein seliges Schweben über der Plattheit des Alltags. Wir mußten uns trennen, aus irgend einem Grunde. Seitdem aber, Otto, vergleiche ich jedes weibliche Wesen, das meinen Weg kreuzt, mit ihr — mit Eva, und der Vergleich fällt immer kläglich aus. Ich schätze Frau Masche sehr, ich würde sie lieben können, drückte nicht der Abglanz meiner ersten Liebe sie in den Schatten.“

Er schwieg. Otto, der Unbekümmerte, stand auf und sagte: „Wenn alle ersten Lieben einen so nachhaltigen Eindruck hinterließen, würden in der Welt sehr wenig Ehen geschlossen.“ Und nach einer Pause: „Ihr wäret ein so prächtiges Paar geworden. Schade! Nun werden wir unsere nächste Wochenendfahrt wieder zu dreien unternehmen müssen: Meta, ich und hinterdrein du — das Bählamm!“

So geschah es. Sie gingen zu dreien auf die Wochenendfahrt. Man warf sich diesmal vertrauensvoll in die Arme der Reichsbahngesellschaft, die einen Ausflug in das Land der Tausend Seen nebst einem Abstecher über die Ostsee nach einem Stückchen Dänemark vorgesehen hatte. Ausgezeichnet vorgesehen. Schon der erste Tag brachte Neues in reicher Fülle, man betrachtete die alte und schöne Handelsstadt nahe der Ostseeküste, vernahm ihre Geschichte, traf sich abends zu einer munteren Unterhaltung und suchte dann angenehm entspannt das bekannt gegebene Hotel auf.

„Ein Schlaftrunk kann nur von Vorteil sein.“ Otto mutmaßte dies, und er stieß mit Meta und Anselm auf keinen Widerspruch. Die drei betraten den nicht sehr großen Hotelsaal, der sich sonst aber in seiner Schmuckheit getrost sehen lassen durfte. In einer offenen Nische fanden sie Platz, bestellten den Schlummerpunsch und sahen sich um. Hinter dem Büfett thronte eine Dame. Sie war im Gegensatz zu der Zierlichkeit rundum von einer sozusagen kompakten Masse, füllig, recht füllig. Das hochgesteckte gelbe Haar deutete auf die Kunstfertigkeit ihrer Friseuse hin. Die Augen blickten streng; jetzt folgten sie einem dürren, schwarzen Herrn, der das Fremdenbuch zu den eben angekommenen Gästen trug, sie bat, sich einzuschreiben und — nachdem dies geschehen — hurtig wieder zurück eilte. Und nun trat eine Besonderheit in Erscheinung:

Die blond wassergestoffte Dame erhob sich, schleppte ihre zwei Zentner Lebendgewicht zur Nische, lächelte Anselm Lauterwein schelmisch an und plumpste hiernach auf den Stuhl ihm zur Seite. Der Stuhl ächzte. Als sie Atem geschöpft, legte sie dem Verblüfften die Hand aufs Knie und sprudelte los: „Ich habe dich sofort erkannt, Anselm, gleich in der Tür. Ja mein Gedächtnis, kolossal. Der gerissenste Kellner beschummelt mich nicht. Also da bist du mal wieder, mein Junge, und Rechnungsrat bist du geworden. Steh an! Wer hätte dir das zugetraut, so ein blöder Bursche, wie du warst! Übrigens, du wirst schon grau an den Schläfen und faltig im Gesicht, na, hübsch konnte man dich nie nennen. Bist du verheiratet? Hast du Kinder? Hast du 'ne anständige Wohnung? So sprich doch! Himmel, damals, als wir spazieren gingen im Mondenschein! Was ist man doch blödsinnig, wenn man jung ist, richtig ein Dussel, schwärmt und hat dicke Rosinen im Sack. Du redetest andauernd von Seelengemeinschaft. So'n Quatsch! Was Reelles war das nicht, nicht mal eine Portion Schlagsahne hast du mir gekauft. Du Knicker. Wie gefällt dir unser Lokal, fein, nicht? Der Schwarze, die Nebelkrähe, ist mein Mann, er frißt mir aus der Hand. Ich habe mich gut erhalten, wie? Du wunderst dich, was aus deiner Eva, der mageren Ziege, wie du deine Sylphide nanntest, für eine stabile Person geworden ist. Ja, die Zeiten ändern sich. Doch ich muß zurück, sonst fluscht der Laden nicht. Auf Wiedersehen Kleiner, sprich gelegentlich mal vor bei uns —“

Man soll die Gefühle seines Mitmenschen achten und ehren. Otto trank den Rest und sagte: Hä-hä!

„Hä-hä!“ sagte er, und: „Wer als Esel geboren ist, hat sich seiner langen Ohren nicht zu schämen. Ober, noch drei Schlummerpunsch — und eine Ansichtskarte.“

Er schrieb, reichte Meta die Karte zur Unterschrift, dann Anselm. Der las und fügte hinzu: „Geliebte Frau. Ich bin ein Esel. Und da ich als solcher das J — a sagen prachtvoll beherrsche, möchte ich es auch Ihnen beibringen, nur so: Ja — Ja — Ja! Ich küsse Ihr Händchen.“

Der Maler der deutschen Romantik.

Zum 125. Geburtstage Moritz v. Schwinds am 21. Januar 1929.

Von Dr. Karl Brandes.

Als sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die deutsche Romantik auch in der bildenden Kunst stark entfaltete und die Rückkehr zu den alten deutschen Meistern von der Art Albrecht Dürers auf ihre Fahnen schrieb, da war zwar der herbe, hoheitsvolle Julius Schnorr von Carolsfeld der erste Rufer im Streite, aber volkstümlicher und zum eigentlichen typischen Maler der deutschen Romantik wurde doch sein Mitkämpfer Moritz von Schwind, und es ist sicher nicht zuviel behauptet, wenn gesagt wird, daß die Werke dieses Meisters im Volke lebendig bleiben werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Seine Bilder wirken auf jedes empfängliche, auch auf das von geschichtlichem und sonstigem Wissen unbeschwerte Gemüt.

Die Gefühlswärme des Süddeutschen, die heitere Lebensauffassung der Kaiserstadt an der Donau, wo Moritz von Schwind am 21. Januar 1804 das Licht der Welt erblickte und wo er im Kreise gesinnungsverwandter Freunde wie Franz Schubert und Schober trotz häufiger finanzieller Nöte eine behagliche Jugend- und Studentenzeit verlebte, sind das Erbteil der bajuvarischen Abstammung, das seinen Werken ihr liebenswürdiges Gepräge verleiht. Einen humorvollen Niederschlag findet diese Zeit in dem späteren Bilde von „Ritter Kurts Brautfahrt“, jener wunderschönen Illustration zu Goethes Gedicht, das da endet: „Widersacher Weiber, Schulden, — Ach, kein Ritter wird sie los.“

Für den oft recht bedrängten Schubert war, wie der Komponist selbst eingesteht, der Besuch des fröhlichen Schwind „oft der einzige Trost“. Aber während es dem Tonkünstler zeit seines Lebens nicht gelang, aus der Alltagsmisere herauszukommen und auch nur einen bescheidenen Teil der Anerkennung zu erringen, die man ihm jetzt — ein Jahrhundert nach seinem Tode — in so reichem Maße zollt, waren dem Maler ein ideales Familienleben und — nach einigen Jahrzehnten rastlosen Schaffens — Ruhm und klingender Lohn beschieden. Das Glück, das den Achtunddreißigjährigen auf seiner Hochzeitsreise beseelt, spiegelt sich in zahlreichen herrlichen Schöpfungen wider. Wenige Jahre später wurde er als Professor an der Aka-

demie der bildenden Künste nach München berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Die feste Anstellung ermöglichte es ihm, seine Lieblingspläne zu verwirklichen. Man kann diese Zeit als die Periode seiner Meisterschaft bezeichnen. Hier entstanden der „Gestiefelte Kater“, vor allem aber das „Aschenbrödel“, ein deutscher Märchenzyklus, der wahre Stürme der Begeisterung entfesselte und die Volkstümlichkeit des Meisters begründete. Es folgte die Geschichte von den „Sieben Raben“, die nach dem Urteil von Cornelius „für die deutsche Nation für immer ein wahrer Schatz bleiben wird“. Dann schuf er die uns allen bekannten Bilder zu „Des Knaben Wunderhorn“, vom rotbärtigen, durch den Märchenwald stürmenden „Rübezahl“, von den in gemütvoller Beschaulichkeit lebenden „Einsiedlern“, ferner die „Reisebilder“, jene Verherrlichungen der Wanderlust, in denen der Künstler sich selbst bei der Rast auf Bergeshöhe oder als Handwerksbursche zwischen „fein geputzten Leuten“ auf der Donaubrücke, unter dem Lindenbaum bei der Wirtin oder beim Abschied im Morgengrauen darstellt. — Schwind besaß, wie nur ganz wenige Maler, die Gabe, die Natur, besonders den Wald mit Fabelwesen und Märchengestalten zu beleben.

Große ehrenvolle Aufträge, besonders seitens kunstsinniger deutscher Fürsten wurden ihm zuteil. Hierher gehören die Wandbilder im bayerischen Königsschloß von Hohenschwangau und die in der Wartburg. Das letzte bedeutende Werk des Meisters war die „Schöne Melusine“, die dritte seiner drei großen Märchenfolgen. Man hat sie mit Recht als die anmutigste und seelenvollste Verherrlichung der Frauentugenden bezeichnet.

Bald nach Vollendung dieses seines reifsten Werkes, am 8. Februar 1871, setzte der Tod dem Schaffen des unermüdlichen Künstlers ein Ziel. Das letzte große Glück, dessen er sich freuen durfte, war die Einigung des stammverwandten Deutschen Reiches gewesen.

Die Abenteuer des Armand Mousset.

Einer, der 27 Jahre lang der Polizei ein Schnippchen schlug.

Armand Mousset ist heute dreiundsechzig Jahre alt. Und siebenundzwanzig von diesen dreiundsechzig Jahren hätte er von Rechts wegen im Zuchthause sitzen müssen. Seit siebenundzwanzig Jahren wird er von der französischen Polizei gesucht, und ebensolange hat er es verstanden, die Polizei an der Nase herumzuführen, bis er endlich seinen Überwinder gefunden hat, den Inspektor Oudin von der Pariser Kriminalpolizei.

Armand Mousset wurde 1865 in Paris geboren, als Sohn rechtschaffener Leute. Er hatte auch etwas gelernt und ein Handwerk ausgeübt. Sehr früh wurden in ihm verbrecherische Instinkte wach; er verübte die frechsten Diebstähle und Einbrüche, und 1891 wurde er zu zehn Jahren Zwangsarbeit in Guyana verurteilt. Er wurde zusammen mit einem Verbrechertransport hinübergebracht; aber schon 1896 gelang es ihm, auf heute noch unaufgeklärte Weise zu entfliehen. Dann wußte man jahrelang nichts mehr von ihm, und auch heute hat man noch keine Ahnung, was er bis zum Jahre 1909 getrieben hat. Um die Mitte des Jahres 1909 wurde Armand Mousset endlich bei einem schweren Einbruch gefaßt und abermals zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt, die er zusammen mit den übriggebliebenen sechs Jahren auf einer der Verbrecherinseln hätte verbüßen sollen. Er dachte aber nicht daran, dem Staat diesen Gefallen zu tun, und schon am 28. November 1914 konnte er wieder entfliehen. Es herrschte damals, zu Beginn des Weltkrieges, in den Verbrecherkolonien dieselbe Verwirrung wie in ganz Frankreich, und auf dieser Verwirrung baute Mousset seinen Fluchtplan auf, der ihm glänzend gelang.

Er lebte dann zunächst in Südamerika und führte ein unstetes Wanderleben. Seine zahlreichen Einbrüche hetzten auch hier die Polizei hinter ihm her. Der Boden wurde ihm zu heiß, und so beschloß er, nach Europa zurückzukehren. Er legte die Reise als Schiffsbediensteter zurück, und kam nach Frankreich, während der Kriegszeit. Jahrelang konnte er untertauchen, jahrelang konnte er seine Verbrechen begehen, ohne daß man aufmerksam auf ihn wurde. Im Jahre 1921 nun wurde in einem großen Pariser Seidenwarenhause ein schwerer Einbruch verübt und einer der Ausgeher des Unternehmens, der fünfundvierzigjährige Marius Ferrié, wurde als Täter festgestellt. Der findige Polizeiinspektor Oudin wurde mit der Verfolgung der Angelegenheit betraut, und er konnte den bezichtigten Marius Ferrié auch ausfindig zu machen. Dieser Marius Ferrié lebte rechtschaffen und bieder in Averyon, ein pensionierter Angestellter der Pariser Untergrundbahn. Der verdiente Beamte teilte dem Inspektor allerdings mit, daß ihm, während er noch in Paris in einem Hause der Rue Muller wohnte, von einem Nachbar seine sämtlichen Ausweispapiere gestohlen worden waren, und daß er seitdem weder von dem Dieb, noch von seinen Papieren je wieder etwas gehört hatte. Er wußte nur, daß der Nachbar Schuster war und häufig auf der Mandoline gespielt hatte. Inspektor Oudin recherchierte in der Rue Muller; aber niemand in dem betreffenden Hause dessen Mieter inzwischen mehrfach gewechselt hatten, wußte etwas von der Angelegenheit. Inspektor Oudin behielt die Sache in der Hand.

Im Jahre 1922 warf Oudin seinen Verdacht auf einen Einbrecher Noblet, in dem er den entsprungenen Sträfling Mousset zu erkennen glaubte. Aber ehe dieser Noblet festgenommen werden konnte, war er wieder entwischt und spurlos verschwunden. Im Jahre 1926 trat ein gewisser Louis Beolet, ein älterer, bedächtiger Mann, als Austräger bei einer großen Firma in der Rue du Mail ein. Er erwarb sich schnell das Vertrauen der Firmeninhaber, und wenige Monate später wurde er schon dazu verwendet, größere Geldbeträge zu kassieren. Das ging einige Zeit gut. Eines Tages hatte Louis Beolet einen Betrag von 20 000 Frank zu kassieren, und er lieferte ihn nicht ab. Man wandte sich an die Polizei, und Inspektor Oudin war auf dem Laufenden. Er suchte und fand die Spur des Entwischten. In dessen Wohnung fand er Schusterwerkzeug und die ominöse Mandoline. Jetzt war er auf der richtigen Fährte, und er ließ sein Opfer nicht mehr los. Er blieb ihm auf der Spur, und es gelang ihm, Armand Mousset alias Marius Ferrié alias Louis Beolet in einem dunklen Absteigequartier aufzustöbern.

Armand Mousset wird demnächst vor seine Richter kommen. Er ist noch keine siebzig Jahre alt, also kann er immer noch zur Deportation auf eine der Strafinseln verurteilt werden. Und diesmal wird man wohl dafür sorgen, daß der Ausbrecherkönig nicht mehr entwischen kann.

St. F.



Bunte Chronik



* **Hinrichtung mit Musik.** Red Moran ein 22jähriger junger Mann aus Newyork, der wegen Niederschießens von zwei Polizeiagenten zum Tode verurteilt worden war, wurde unlängst nachts um 1 Uhr auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet, während in geringer Entfernung und deutlich hörbar eine Jazzband „I want to be habby“ („Ich möchte glücklich sein“) spielte. Die Hinrichtung war schon zwei Stunden hinausgeschoben worden, weil die Häftlinge von Sing-Sing ihr jährliches Fest in dem Spielsaal des Gefängnisses, dicht bei dem Zimmer des Todes gelegen, feierten, wo bei einer Aufführung des „No, no, Nanette“ („Nein, nein, Nanette“) sechzig Häftlinge mitspielten. — Moran durfte seinen Mitgefangenen noch Lebewohl sagen, worauf er sich noch in heiterer Weise mit dem Geistlichen unterhielt. Den Totensaal betrat er mit einer Zigarette im Munde; sein letzter Besuch war der seiner jungen Frau, die ihr Baby auf dem Arm hatte. Sein letztes Mahl war nach seinem Wunsch eine große Portion Beefsteak mit gebratenen Kartoffeln. Darauf rauchte er noch zehn Zigarren vollständig auf. Die Aussetzung der Hinrichtung um zwei Stunden war auf Wunsch von Moran selbst erfolgt; er wollte, daß dieselbe erst nach Beendigung des Festes vorgenommen wurde, dem 1200 Sträflinge beiwohnten und dessen Ertrag für Weihnachtsgeschenke an die Sträflinge bestimmt war.

Lustige Rundschau



* **Sehr praktisch.** Mäderich will einen Ofen kaufen. „Nehmen Sie diesen“, schlägt der Verkäufer vor, „da sparen Sie die Hälfte Kohlen.“ — „Kroßardch, kroßardch“, murmelt Mäderich, „da goof ich gleich zweie!“

*

* **Limit.** Franz Beier, ein Dresdener Textilgroßhändler, der nie einen Posten Ware kaufen kann, ohne den Preis zu drücken und zu limitieren, fuhr dieses Jahr mit seiner Frau nach Bayern. In Innsbruck steht er vor dem Bahnhof. Tritt zum Schalter: „Wann fährt der Zug nach Mittenwald?“ — „Neun Uhr vierzig“, antwortet der Beamte. — „Sagen Sie neun Uhr dreißig — und ich nehme ihn.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.